

Ethische Fragen zur Stammzell- und Organoidforschung und die Notwendigkeit einer stärkeren Einbeziehung der Geistes- und Sozialwissenschaften in integrierte Ethik-Modelle

Von Anja Pichl

Die Stammzellforschung hat sich in den letzten Jahren rasant weiterentwickelt. Seit 2008 werden aus Stammzellen dreidimensionale Strukturen generiert, die mit Blick auf Zelltypen, Aufbau und bestimmte Funktionen Organen ähneln, sog. Organoide. Diese eröffnen der Forschung eine Vielzahl an Möglichkeiten, in dreidimensionalen, human-spezifischen Modellsystemen zell- und entwicklungsbiologische Fragestellungen zu verfolgen, Krankheitsmechanismen und Therapieansätze zu erforschen sowie Wirkstoff- und Toxizitätstests durchzuführen. Durch die „Reprogrammierung“ von Körperzellen zu induzierten pluripotenten Stammzellen (iPSZ) lassen sich bspw. patientenspezifische Organoide herstellen, anhand derer die Erfolgsaussichten unterschiedlicher

Therapieansätze untersucht werden können. Als Teil der sogenannten New Approach Methodologies (NAMs) sollen Organoide zudem einen wesentlichen Beitrag zur Reduktion von Tierversuchen leisten. US-amerikanische und europäische Regulierungsbehörden haben in den letzten Jahren wichtige Schritte unternommen, um diesen Übergangsprozess voranzutreiben, dessen Ausgang allerdings noch offen ist. Die Integration weiterer Technologien wie z.B. Genom-Editierung, Einzelzell-Analyse, Organ-on-a-chip-Technologien, 3D-Drucktechnologien, Automatisierung und maschinelles Lernen erweitert zudem signifikant den Horizont und die experimentellen Möglichkeiten der Stammzell- und Organoidforschung. Diese Konvergenz erleichtert jedoch nicht gerade das Verständnis und die ethische Reflexion dieser ohnehin sehr komplexen, von Anfang an multidisziplinären, sich ständig wandelnden Forschungslandschaft, die nur lose durch das vieldeutige Konzept der Stammzelle und die Ausrichtung auf klinische Translation, insbesondere regenerative Medizin, zusammengehalten wird. Insofern ist es notwendig und begrüßenswert, dass in den letzten Jahren nicht nur weitere Wissenschaften und Technologien, sondern auch die Ethik selbst immer stärker in die

Stammzell- und Organoidforschung integriert worden ist. Unterschiedliche Modelle wie „embedded ethics“, „collaborative ethics“, „engineering ethics“, „real-time ethics engagement“ oder „ethics parallel research“ zeichnen sich dadurch aus, dass Ethiker*innen niedrigschwellig und regelmäßig mit Neurowissenschaftler*innen, Zellforscher*innen, Tissue-Ingenieur*innen und Vertreter*innen weiterer beteiligter Disziplinen zusammenarbeiten.



Anja Pichl war von November 2025 bis Mai 2026 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Centrum für Bioethik der Universität Münster.

Dies ermöglicht Ethiker*innen wichtige Einblicke in die gegenwärtige Forschungspraxis zu erlangen, Forschende für ethische Aspekte ihrer Arbeit zu sensibilisieren und gemeinsam mit ihnen ethische Fragestellungen zu identifizieren, die in

dem jeweiligen Kontext eine Rolle spielen.

Die Integration von Ethik in Labore und Forschungsprojekte ist insbesondere für forschungsethische Fragen unabdingbar und soll zu verantwortungsvoller wissenschaftlicher Praxis und technologischer Innovation sowie ethischer Orientierung („ethical guidance“) beitragen.

Die Integration der Ethik in die Lebenswissenschaften muss jedoch, so möchte ich in diesem Beitrag argumentieren, sozial- und geisteswissenschaftliche Disziplinen und gesellschaftliche Perspektiven stärker einbeziehen, um eine szientistische Verengung zu vermeiden, das Verständnis der gegenwärtigen wissenschaftlich-technischen Entwicklungen zu vertiefen und wesentliche ethische und gesellschaftliche Probleme, die der Kombination lebenswissenschaftlicher und ethischer Expertise tendenziell entgehen, zu erkennen und nach Möglichkeit demokratischer Aushandlung zugänglich zu machen. Auf den ersten Blick ist dies in den genannten Modellen integrierter Ethik, die hier nicht im Detail betrachtet werden können, bereits vorgesehen. Die meisten fordern sogar explizit die Einbeziehung der Sozialwissenschaften sowie die Nutzung partizipativer Formate zur Erschließung gesellschaftlicher Perspektiven. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass vorgeschlagene partizipative Elemente nicht selten der Umsetzung harren und die Rufe nach Partizipation (wie in vielen Bereichen) sehr viel lauter sind als die tatsächlichen Anstrengungen und Möglichkeiten ihrer Realisierung in einem nicht auf substantielle Partizipation ausgelegten Wissenschafts- und Gesellschaftssystem, wie an anderer Stelle dargestellt.

An dieser Stelle möchte ich mich auf die Integration sozial- und geisteswissenschaftlicher Methoden und Wissensbestände in die genannten Modelle integrierter Ethik konzentrieren und auf einige ethische Fragen eingehen, die dadurch stärker in den Fokus rücken. In den genannten Modellen integrierter Ethik, die neben der Organoidforschung bspw. auch in den Neurowissenschaften und der Nutzung sog. künstlicher Intelligenz in der Medizin zur Anwendung kommen, erscheint die Integration der Sozialwissenschaften eher selektiv. Meist beschränkt sich ihr Einsatz auf die (selbstverständlich wichtige) Erschließung der Perspektiven Betroffener oder der Öffentlichkeit über Interviews, Stakeholder-Analysen oder ethnographische Methoden. Kritisches Wissen über Technikwissenschaften, das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft und theoretische Werkzeuge der Wissenschafts- und Gesellschaftsanalyse werden hingegen eher punktuell rezipiert bzw. eingesetzt.

Infolgedessen bleibt das Verständnis von Wissenschaft und Technik oft hinter dem Wissensstand der STS-Forschung und der Wissenschafts- und Technikphilosophie der letzten Jahrzehnte zurück. Dies zeigt sich in der weitgehenden Ausblendung sozialer Kontexte und politischer Dimensionen der Lebenswissenschaften sowie in bestimmten Annahmen und Zielen der integrierten Ethik. So erscheint die wissenschaftlich-technische Entwicklung oft idealisierend als weitgehend linearer und rationaler Prozess, der durch die Intervention von Ethiker*innen in Laboren auf bestimmte Werte und Ziele hin ausgerichtet werden könnte. Insbesondere die STS-Forschung und feministische

Wissenschafts- und Technikphilosophie der letzten Jahrzehnte haben jedoch gezeigt, dass Lebenswissenschaften integraler Teil gesellschaftlicher Transformationsprozesse und Praktiken sowie damit verbundener Machtverhältnisse und Interessen sind, die einer genauen Analyse und Kritik bedürfen. Werte und Normen, die in Institutionen, Praktiken, materiellen Bedingungen, aber auch Denkstilen und konzeptionellen Entscheidungen wirksam sind, lassen sich dementsprechend nicht ohne weiteres theoretisches Rüstzeug im einfachen Dialog von Ethik und Lebenswissenschaften erfassen oder gar verändern. Um sie zu erschließen und die vielfältigen Auswirkungen etwaiger Interventionen zu überblicken, muss die wissenschaftliche Praxis in den soziopolitischen, kulturellen, ökonomischen und historischen Kontexten, deren Teil sie sind, situiert werden. Dafür ist der Einbezug historischer, wissenschaftstheoretischer, gesellschafts- und machtkritischer Perspektiven in die integrierte ethische Analyse unerlässlich. Dies gilt auch für Themen, die auf den ersten Blick rein innerwissenschaftlich entscheidbar wirken mögen, wie die Frage, welche Menschen wie genau repräsentiert werden in den humanspezifischen Organ-Modellen der Organoidforschung: Seitens der Wissenschaft sind in den letzten Jahren Rufe nach einer Diversifizierung von Zelllinien und Organoiden laut geworden, die darauf abzielen, die wissenschaftliche Validität der Studien für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen zu erhöhen und letztlich gesundheitliche Ungleichheiten abzubauen. Diversität umfasst dabei Faktoren wie Geschlecht, Alter sowie Ethnizität, race (insbesondere in den USA) und genetic

ancestry. Tatsächlich sind vorhandene Zelllinien, aus denen Organoid hergestellt werden, recht homogen und stammen zum größten Teil von Spendenden europäischer oder japanischer Herkunft. Diejenigen Bevölkerungsgruppen, die am wenigsten in der Organoidforschung repräsentiert sind, sind i.d.R. auch diejenigen, die generell in der medizinischen Forschung unterrepräsentiert und am häufigsten unzureichend medizinisch versorgt sind. Dieser Ausschluss ist für die Wissenschaft unhaltbar, aber auch mit Blick auf die anvisierte regenerative Medizin gilt eine möglichst große Diversität an Zelllinien als wichtig: Sollten eines Tages Organoid transplantierbar sein, so riskieren bspw. Teile der Weltbevölkerung, deren Zelloberflächenantigene des humanen Leukozytenkomplexes (HL-Antigene) nicht mit denen der Zellspendenden kompatibel sind, eine Immunreaktion, wie Chiaradia und Lancaster in ihrem kürzlich erschienenen Artikel "Diversity and complexity in neural organoids" erläutern.

Entscheidend ist aber nicht nur, dass möglichst viele verschiedene Menschen in Biobanken repräsentiert sind und ihre Zellen zur Herstellung von Organoiden genutzt werden, sondern auch, wie genau die Repräsentation gestaltet wird, welche Annahmen und Formen dabei eine Rolle spielen. Dabei wird in der biomedizinischen Forschung häufig auf fragwürdige ethnische oder rassifizierende Kategorien bzw. auf zweifelhafte Tests genetischer Herkunft zurückgegriffen. Die lebenswissenschaftliche Verwendung lebensweltlicher Kategorien, die keine reale biologische Basis haben und Gruppenmitglieder als homogen betrachten, gilt manchen als notwendiger, wenn auch

problematischer Schritt auf dem Weg zur personalisierten Medizin, die die spezifische genetische Veranlagung und die Lebensumstände Einzelner berücksichtigt. Stattdessen führt sie jedoch häufig zu falschen Ergebnissen und leistet biologischem Rassedenken innerhalb der Gesellschaft Vorschub, wie Steven Epstein bereits 2007 in seiner wegweisenden sozialwissenschaftlichen Studie zu Inklusionspraktiken in der medizinischen Forschung aufgezeigt hat. Die in den USA seit längerem beobachtbare Entwicklung einer race-based medicine mit spezifischen Medikamenten für Afro-Amerikaner*innen hat nicht nur entgegen der guten Absichten beteiligter Wissenschaftler*innen und FDA-Mitarbeitenden eine nachweislich schlechtere medizinische Behandlung Betroffener zur Folge, wie im Fall des Herzmedikamentes BiDil. Sie lenkt auch die Aufmerksamkeit von einer direkten Bekämpfung der gesellschaftlichen Ursachen von gesundheitlicher Ungleichheit wie ökonomische Marginalisierung und Rassismus ab. Hier zeigt sich ganz offensichtlich der dringende Bedarf einer Integration der Sozial- und Politikwissenschaften, der Wissenschaftsgeschichte und -philosophie sowie der Rassismusforschung, um Probleme gesundheitlicher Ungleichheit angemessen zu verstehen und wissenschaftliche Praktiken (selbst-)kritisch und mit dem nötigen historischen und politischen Wissen zu reflektieren und zu verändern.

Sowohl integrierte als auch nicht integrierte Ethikbeiträge zur Organoidforschung konzentrieren sich bislang stark auf technowissenschaftliche Objekte wie Hirnorganoid, Embryo-Modelle oder Chimären und

die Frage, ob diese Bewusstsein bzw. zu große Ähnlichkeit mit dem Original entwickeln und dadurch um ihrer selbst willen schützenswert werden könnten. Die Relevanz von Statusfragen ist unbestritten, ihre diskursive Vorherrschaft könnte aber durchaus als Symptom einer szientistischen Verengung der ethischen Diskussion gedeutet werden. Die ethische Reflexion erscheint, wie schon zuvor in der ELSI/A-Forschung, in integrierter Ethik weitgehend der wissenschaftlichen Autorität untergeordnet. Eine stärkere Integration der Sozial- und Geisteswissenschaften würde dem entgegenwirken und weitere ethische, epistemologische und gesellschaftliche Fragen stärker ins Blickfeld rücken sowie neue Perspektiven auf bereits viel diskutierte Themen wie die Rolle von Organoiden im Kontext von New Approach Methodologies (NAMs) eröffnen. Deren schleppende Aufnahme hängt u.a. mit der Trägheit von wissenschaftlichen Institutionen, deren Infrastrukturen, Machtverhältnissen und etablierten Praktiken wissenschaftlicher Evidenzgenerierung, aber auch inhärenten Unsicherheiten zusammen, zu deren Verständnis und angemessenen Umgangsformen auch wieder Sozialwissenschaften und Wissenschaftsphilosophie viel beizutragen haben. Dasselbe gilt für die Entwicklung stammzellbasierter Therapien. Neben wissenschaftlich-technischen Durchbrüchen bedarf es auch pharmazeutischer Innovationsmodelle und gesellschaftlicher Strukturen, die auf das Gemeinwohl ausgerichtet sind, damit stammzellbasierte Therapien tatsächlich verfügbar sein werden und nicht, wie bestimmte Gentherapeutika, zu unbezahlbaren Preisen angeboten und bald wieder vom

Markt genommen werden. Wer soll sich denn für Gerechtigkeit stark machen, wenn nicht die Ethik? Auch für ein besseres Selbstverständnis und eine selbstkritische Rollenreflexion der angewandten Ethik sind Sozial- und Geisteswissenschaften essentiell. Sie ermöglichen eine genauere Auseinandersetzung mit und ein Eintreten für Wertorientierungen und Zukunftsvisionen und legen den Finger in die Wunde, wenn Anspruch und Auswirkungen eigenen Handelns auseinanderklaffen.

(Alle Literaturnachweise bei der Autorin)

Projekte

Zellux-3e Stammzelldiskurs zellux.net: Embryoide, chimäre Entitäten und editierte Zellen im Schlaglicht von Forschung, Ethik und Klinik

Im November 2025 startete das vom BMFTR (Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt) geförderte Diskursprojekt „zellux-3e“, das sich im Zeitraum von zwei Jahren der Aktualisierung des seit fast 20 Jahren bestehenden und weiterhin viel genutzten Stammzellportals www.zellux.net widmet. Dieses soll insbesondere junge Menschen in den Diskurs zu Stammzellforschung und Gen- und Zelltherapien einbinden. Durch fundierte, gut verständliche Informationen und vielseitige Unterrichtsmaterialien sollen sie zur eigenen Urteilsbildung befähigt werden.

Das Portal konzentriert sich künftig auf fünf stammzellbezogene Themenschwerpunkte, die die wissenschaftlich-technische Entwicklung sowie die gegenwärtige ethische Diskussion widerspiegeln.

Stammzellen sind Zellen, die sich bei der Zellteilung sowohl selbst erneuern, als auch spezialisiertere Zellen hervorbringen. Neben embryonalen Stammzellen werden seit 2007 auch induzierte pluripotente Stammzellen genutzt, wobei Körperzellen durch sog. „Reprogrammierung“ in den pluripotenten Zustand versetzt werden. Die Stammzellforschung wirft zum einen „klassische“ ethische Fragen auf. Dazu gehört vorrangig die Frage nach der Vertretbarkeit der Forschung an embryonalen Stammzellen, da bei deren Gewinnung Embryonen zerstört werden. Zum anderen stellen sich mittlerweile verstärkt Fragen nach geeigneten Formen informierter Einwilligung von Zellspendenden, nach klinischer Translation sowie zum Umgang mit aus Stammzellen generierten, dreidimensionalen Zellstrukturen, sog. Organoiden oder embryo-ähnlichen Entitäten.

Der zweite Themenschwerpunkt setzt sich mit den umstrittensten Organoiden auseinander, den sog. Hirnorganoiden, die Teile des menschlichen Gehirns nachbilden, um anhand dieser Modelle dessen Entwicklung und Erkrankungen wie Hirntumore, psychiatrische oder neurodegenerative Leiden zu erforschen oder Toxizitäts- und Wirkstofftests durchzuführen. Ethisch debattiert wird insbesondere die Frage, ob komplexere oder in Versuchstiere implantierte Hirnorganoide künftig Bewusstsein entwickeln und schützenswert sein könnten.

Nicht nur bei Hirnorganoiden, auch bei Embryo-Modellen, die der Erforschung der Embryonalentwicklung und möglicher Störungen während der frühen Schwangerschaft dienen, steht ihr moralischer Status im Zentrum der ethischen Debatte. Zumindest komplexe Embryo-Modelle, die nicht nur einzelne Aspekte der Embryonalentwicklung vereinfacht nachbilden, sondern womöglich entwicklungsfähig sind, könnten als moralisch bzw. rechtlich schützenswert betrachtet werden.

Eine weitere Einsatzmöglichkeit von pluripotenten Stammzellen ist, sie zu entwicklungsbiologischen Forschungszwecken mit Zellen anderer Spezies zu kokultivieren oder sie in Zygoten anderer Spezies einzubringen, bei denen die Anlage zur Ausbildung eines bestimmten Organs, bspw. der Leber, ausgeschaltet worden ist. So sollen künftig menschliche Spenderorgane in Tieren für die Xenotransplantation herangezüchtet werden. Welcher moralische Status kommt aber diesen Mensch-Tier-Mischwesen (Chimären) zu und welche normative Bedeutung sollte der Speziesgrenze überhaupt beigemessen werden?

Die Genom-Editierung eröffnet hierbei weitere Möglichkeiten der Humanisierung der für die Organspende vorgesehenen Tiere. Zudem lassen sich Gen- und Zelltherapien kombinieren, wie dies bei der CAR-T-Zelltherapie der Fall ist, die bei Krebserkrankungen und Autoimmunerkrankungen eingesetzt werden können. Die beiden letzteren Themenschwerpunkte werfen insbesondere auch Allokationsfragen sowie Fragen der Risikoabwägung beim klinischen Einsatz und der Abgrenzung von Therapie und Enhancement auf.

Geleitet wird das Projekt von Prof. Dr. Tobias Cantz von der Medizinischen Hochschule Hannover, der für biomedizinische und klinische Fragen zuständig ist, und von Prof. Dr. Johann S. Ach vom Centrum für Bioethik der Universität Münster, der für die ethischen Aspekte Verantwortung trägt. In früheren Förderperioden waren zudem das Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin, das Institut für Kirche und Gesellschaft der Evangelischen Kirche von Westfalen sowie das Institut für Biologiedidaktik der Universität Münster beteiligt. Die Neuauflage des Portals wird gegen Ende der Projektlaufzeit, im Herbst 2027, an die Öffentlichkeit gehen.

"Klimawandel und Wildtiere: Welche klimaethischen Pflichten lassen sich gegenüber Wildtieren begründen"

Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Forschungsprojekt soll die Fragen beantworten, ob sich gegenüber Wildtieren klimaethische Pflichten begründen lassen und um welche Pflichten es sich dabei ggf. handelt. Dies soll in drei größeren Untersuchungsschritten geschehen:

In einem ersten Schritt soll – in Auseinandersetzung mit tierrechtlichen und relationalen Theorie-Angeboten in der Wildtierethik – die Frage diskutiert und beantwortet werden, ob sich klimaethischen Pflichten gegenüber Wildtieren begründen lassen und von welcher Art diese Pflichten ggf. sind.

Vor diesem Hintergrund kann in einem zweiten Untersuchungsschritt der Versuch unternom-

men werden, die klimaethischen Pflichten gegenüber Wildtieren zu konkretisieren.

In einem dritten Untersuchungsschritt schließlich soll gefragt werden, ob unsere demokratischen Strukturen und Institutionen hinreichend darauf vorbereitet sind, den damit verbundenen Anforderungen Rechnung zu tragen.

Mit Dr. Konstantin Deininger, der am 1. Juni 2026 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centrum für Bioethik eingestellt werden konnte, hat auch die Arbeit am Forschungsprojekt begonnen.

Berichte

Fachgespräch zum Vernünftigen Grund

Am 4. Mai luden Dr. Frauke Albersmeier und Prof. Dr. Johann S. Ach zu einem interdisziplinären Expertentreffen nach Münster ein. Der Austausch fand im Rahmen des DFG-geförderten Forschungsprojekts statt, das sich mit der Frage befasst: „Welche Gründe rechtfertigen die Tötung von zu Versuchszwecken gezüchteten ‚überzähligen‘ Tieren?“. Ziel des Projekts ist es, Perspektiven der Tierethik zur Konkretisierung des Begriffs des „vernünftigen Grundes“ im deutschen Tierschutzgesetz nutzbar zu machen. Für den Dialog zwischen Ethik, Rechtswissenschaften und Politik konnten profilierte Gäste gewonnen werden. Als Kooperationspartner des Projekts nahmen Dr. Gerlinde von Dehn (Tierschutzbeauftragte des Landes NRW) und Prof. Dr. Steffen Augsberg (Professor für Öffentliches Recht, Universität Gießen) teil. Zudem folgten Prof.

Dr. Dagmar Borchers (Professorin für Angewandte Philosophie, Universität Bremen) und Dr. Felipe Belmar (wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Strafrecht, Bucerius Law School Hamburg) der Einladung. Im Zentrum der Diskussionen stand unter anderem die Frage, wie wirtschaftliche Gründe für die Schädigung von Tieren genauer analysiert und in verschiedenen Kontexten beurteilt werden können. Zudem wurde intensiv erörtert, wie sich ethische Perspektiven besser in der Rechtsauslegung verankern lassen. Angesichts der komplexen Thematik und der produktiven Debatten waren sich alle Beteiligten einig, den Dialog fortzusetzen – ein Anschlusstreffen ist bereits in Planung.

Veranstaltungen

Vortrag im Rahmen des UNESCO Welttag der Philosophie „Warum Vererben ungerecht ist“

Das Centrum für Bioethik veranstaltet wieder in Kooperation mit der Volkshochschule Münster anlässlich des UNESCO Welttags der Philosophie am Donnerstag, den 19. November 2026 eine Vortragsveranstaltung. Als Referent konnte Prof. Dr. Stefan Gosepath (Freie Universität Berlin) gewonnen werden, der zur Frage „Warum Vererben ungerecht ist“ sprechen wird. In seinem Vortrag geht es um die grundlegende Frage, ob die überall gängige gesellschaftliche und rechtliche Praxis des Erbens und Vererbens überhaupt gerecht ist. Gosepath vertritt die These, dass Erben und Vererben eigentlich

ungerecht ist, da sie dem Begünstigten einen ungerechten Vorteil und der Gesellschaft Nachteile verschafft. Um diese Auffassung zu begründen, wird Gosepath zunächst die wichtigsten gerechtigkeitsbasierten Argumente gegen das Erben vorbringen. Anschließend wird er diese Positionen dann gegen die wichtigsten normativen Argumente zugunsten des Vererbens verteidigen, die sich auf das Eigentumsrecht, den Vergleich zu Schenkungen, den Wert der Familie und ökonomische Argumente etc. beziehen. Die Veranstaltung findet im VHS Forum, Aegidiimarkt 70 in Münster von 18-20 Uhr statt.

Lehre

Das Centrum für Bioethik bietet in jedem Semester zwei Seminare in den Allgemeinen Studien der Uni Münster an, die sich mit aktuellen bio- bzw. medizin-ethischen Fragestellungen beschäftigen.

Den Studierenden des Fachbereichs Medizin stehen diese beiden Veranstaltungen im Rahmen des Wahlfachangebots des Instituts für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin zur Verfügung.

Zusätzlich bietet das CfB ein weiteres Seminar zu forschungsethischen Fragestellungen an, das auf die Bedürfnisse des Studiengangs Experimentelle Medizin zugeschnitten ist (2 SWS).

Des Weiteren ist das CfB seit vielen Semestern regelmäßig an der Ringvorlesung Bioethik im Fachbereich Biologie beteiligt.

Literatur

Johann S. Ach, Valeska Becker, Susanne Hiekel, Simone Horstmann (Hrsg.): Zur normativen Relevanz der Speziesgrenze Paderborn: Brill mentis 2026 (im Erscheinen)

Johann S. Ach: Organoide als Alternative zum Tierversuch? In: **Alina Omerbasic-Schiliro und Vasilija Rolfes** (Hrsg.): Tierschutz und Stammzellverwendung. Ethische und rechtliche Perspektiven. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2026 (im Druck)

Johann S. Ach: Habakuk Tibatong, John Dolittle, Maschinelles Lernen: Mit Tieren sprechen? In: *TIEREthik* 31, 2025, 102–118

Frauke Albersmeier: „Behandelt wie Tiere“ – ambivalenter Speziesismus und die Speziesgrenze als normative Blockade. In: **Johann S. Ach, Valeska Becker, Susanne Hiekel, Simone Horstmann** (Hrsg.): Zur normativen Relevanz der Speziesgrenze. Paderborn: Brill mentis 2026 (im Erscheinen)

Susanne Hiekel, Johann S. Ach: Tierwohl mit der Genschere? Biotechnologische Zuchtmethoden ethisch betrachtet. In: *GID-Magazin* 276, 2026, 16–17

Termine

■ 3. Juli 2026

CfB-Jahrestagung

Verantwortung in der Antibiotikakrise

Jasmin Behrends
(Ärzte ohne Grenzen)

Prof. Dr. Claudia Bozzaro
(Universität Münster)

Freitag, 15-18 Uhr
Alexander Von Humboldt-Haus, Hüfferstr. 61,
48149 Münster

■ 19. November 2026

UNESCO-Welttag der Philosophie

Warum Vererben ungerecht ist

Prof. Dr. Stefan Gosepath
(Freie Universität Berlin)

Donnerstag, 18-20 Uhr,
Ort: VHS-Forum
Aegidiimarkt 70, Münster

■ Wintersemester 2026/2027

Ringvorlesung

"Mensch-Tier-Beziehungen"
(Arbeitstitel)

Organisiert vom Forschungsnetzwerk Tier-Mensch-Studien (TiMeS) an der Universität Münster. Für weitere Informationen zur Ringvorlesung achten Sie bitte auf aktuelle Aushänge und Presseankündigungen.

Weitere Informationen finden Sie auf unserer Homepage:
www.uni-muenster.de/bioethik

cfb@uni-muenster.de

Red.: Dr. Beate Lüttenberg, M.A.E.